

Pfarrer von St. Johann in Tirol liest, kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß er auch ein guter österreichischer Stiftspropst gewesen wäre mit seiner Pastoral-Strategie, weniger mit seiner jesuitischen Spiritualität und Verfassung, die ihm bei den Bischöfen unnötige Schwierigkeiten eintrug. Eines haben diese Institute fast durchwegs ideal verwirklicht, die Verbindung eines gesunden Maßes an Exemption mit intensivem Engagement in der diözesanen Arbeit. Wieder drängt sich die Parallele mit den österreichischen Stiften auf und ihren oft vielleicht doch zu Unrecht als Petrefakt belächelten Pfarrsystemen.

Dem Vf. sei für die Fülle aktueller Anregungen gedankt. Daß es Maria Taferl und nicht Täferl heißt und dieser schöne Wallfahrtsort wohl an der Donau, aber nicht bei Linz, sondern bei Melk (Diözese Sankt Pölten) liegt (262), sei erwähnt. Man verzeihe dem Rez. die Kleinlichkeit. Im übrigen trifft die Schuld den Chronisten, der es mit der Geographie nicht so genau nahm.

Bochum

Gerhard B. Winkler

WOOD-LEGH K. L., *Perpetual Chantry in Britain*. (XIII. u. 357.) University Press, Cambridge 1965. Ln. \$ 13.50.

Den Buchtitel würde man im Deutschen wohl am besten mit „Ewige Meßstiftungen in Britannien“ wiedergeben. Die Verfasserin bietet die erste umfassende Studie zum Thema. Da sie auch die deutsche Literatur kennt und berücksichtigt, ergeben sich interessante Vergleichsmöglichkeiten. So waren die englischen Benefizien in der Regel für sieben Wochenmessen gestiftet, während am Kontinent meist ein oder zwei Tage von der Applikationspflicht frei waren (278). Dabei hatten noch Kanonisten des 13. Jhs. die Anstellung von Geistlichen für zahlenmäßig genau festgelegte Messen als Simonie bezeichnet (277). Die Parallelen zwischen England und dem übrigen Europa sind häufiger als die Unterschiede. Der Zweck der Stiftungen war im allgemeinen auch hier das Seelenheil der Verstorbenen, während die zusätzliche Schaffung von Gelegenheiten zum Besuch von Gottesdiensten und zum Empfang der Sakramente nur eine untergeordnete Rolle spielte (2, 275). Predigtstätigkeit oder erzieherische Aufgaben der Benefiziaten waren Ausnahmen und wurden erst seit der Zeit des Humanismus häufiger abverlangt (268 f).

Besonders interessant ist das 10. Kapitel des Buches, das den Alltag der Benefiziaten beschreibt. Auffallend sind die zahlreichen Referenzen in den Stiftungsurkunden über den Umgang mit Frauen (255). Hier werden einerseits immer wieder die bestehenden Zölibatgesetze eingeschränkt, andererseits aber die aus der Übertretung folgenden Strafen (meist Verlust des Benefiziums) nur

mit einem gewissen Zögern zur Anwendung gebracht, so etwa wenn ein Stifter sagt: „Et etiam si contingat ipsum capellanium publice tenere concubinam per quadraginta dies continuos, hoc cognito volo quod vacet eadem capellania“ (256). Vielfach war der gemeinsame Haushalt mehrerer Benefiziaten gewünscht, wofür das klösterliche Leben als Vorbild diente (238). Ein großes Mißtrauen spricht aus einer Stiftungsurkunde in Lincoln, in der verfügt wird: „Item volo quod iidem capellani sub uno tecto dormiant et requiescant sic quod alteri ad alterius lectum visus pateat et accessus“ (239). Auch manche Kleidervorschriften für die Pfründner waren vom Mönchtum inspiriert (246 f), obwohl im allgemeinen nur Kleiderluxus und Modetorheiten verboten waren.

Überraschend sind die Schlußfolgerungen, die Miss Wood-Legh aus ihrem Material zieht. Sie erblickt in den Stiftungen eine seltsame Mischung von Selbstsucht (Familienselbst) und Altruismus (Sorge für Tote und Priester) (307) sowie Ansätze zu einer Veräußerlichung der Religion, zu magischer Auffassung der Messe und zu einem falschen Gottesbild, bei dem eine berechnende Gerechtigkeit die Liebe überwog (312 f), wogegen später die Reformation revoltieren sollte. Aber auch in dem bei den Benefizien gegebenen Zug zum Individualismus (der einzelne sorgt selbst für sein Heil) sowie in der Kontrolle priesterlicher Dienste durch Laien (Stifter) sieht die Verfasserin eine Art Vorbereitung des Reformationsgeschehens (314), das dem Stiftungswesen ein so jähes Ende bereitete.

Die Einteilung des Buches nach sachlichen Gesichtspunkten läßt leider die chronologische Entwicklung zu wenig in Erscheinung treten. Es wäre wohl günstig gewesen, hierfür ein eigenes, zusammenfassendes Kapitel anzufügen.

Linz

Rudolf Zinnhobler

MARBÜCK JOHANN, *Das Eindringen der Versio Gallicana des Psalteriums in die Psalterien der Benediktinerklöster Oberösterreichs*. (Dissertationen der Universität Graz, 5.) (XVI u. 122.) Notring d. wiss. Verbände Österreichs, Wien 1970.

Die „Versio Gallicana“ ist jene Fassung des lateinischen Psalmtextes, die seit dem 9. Jh. auf dem ganzen Kontinent gebräuchlich war, während bis dahin in der angelsächsischen Kirche und in den von ihr betreuten Missionsgebieten auf dem Festland die „Versio Romana“ benützt wurde. Vf. hat sich die Aufgabe gestellt, an Hand der erhaltenen schriftlichen Zeugnisse nachzuweisen, wie sich dieser Wechsel in den öö. Klöstern vollzogen hat. Die größte Schwierigkeit bei der Lösung dieser Aufgabe ist die äußerst geringe Zahl von Zeugnissen, die zur Verfügung steht. Basis der Untersuchung bil-

det eine Handschrift, die schon lange als ein gewichtiges Zeugnis für die Versio Romana bekannt ist, deren Herkunft aus Mondsee aber erst in den letzten Jahrzehnten erkannt wurde: der Psalter von Montpellier (Fac. Med. 409). In musterhafter Weise werden die Eigenheiten dieser Handschrift im Vergleich mit dem Text der übrigen Handschriften der Versio Romana herausgearbeitet. Daraus ergibt sich, daß der Psalter von Mondsee seinem Text nach mehr Verwandtschaft mit insularen Handschriften zeigt als mit italienischen. Das Problem des Mondseer Psalters wird sich vielleicht leichter lösen lassen, wenn einmal der Text des diesem Psalter beigegebenen Kommentars herausgegeben wird, der eindeutig nach Italien weist.

Leider fehlt es für die folgenden Jh. an geeigneten Vergleichsobjekten aus Mondsee. Die Handschrift 1869 der Ost. Nat. Bibel wurde von der früheren Literatur irrtümlich für Mondsee in Anspruch genommen, stammt aber aus Brünn. Andere Handschriften sind nur fragmentarisch erhalten. Wichtiger als diese wenigen Textzeugen ist der Hinweis auf die engen Verbindungen zwischen Mondsee und Salzburg, wo sicher unter Erzbischof Arn die Versio Gallicana übernommen wurde, wie sie der Bibeltext enthält, den Alkuin hergestellt hatte. Außer Mondsee werden noch Kremsmünster, Lambach und Garsten untersucht. Aus allen diesen Klöstern sind nur dürftige Zeugnisse dafür erhalten, in welcher Form der Psalmentext benützt wurde. Trotzdem zeigt sich, daß neben dem praktisch allein gebräuchlichen Gallicanum auch das Romanum noch bekannt war, besonders in Lambach und in Garsten.

Das besondere Verdienst der Untersuchungen liegt nicht so sehr in den Ergebnissen, die auf Grund des vorliegenden Materials bescheiden sein müssen, sondern in der Methode, mittels der die Quellen erforscht und nutzbar gemacht werden. Die gewissenhafte Prüfung eines jeden Wortes und Buchstabens bildet nach wie vor die sicherste Grundlage der Exegese.

Wien

Franz Unterkircher

SCHÄFER RÜTGER, *Die Misere der theologischen Fakultäten*. Dokumentation und Kritik eines Tabus. (194.) Freistühler, Schwerte (Ruhr) 1970. Paperback DM 9.80.

Die „Misere der theologischen Fakultäten“ besteht nach diesem effektladenen Buch einfach darin, daß diese längst fälligen und überfälligen Relikte eines veralteten Staatskirchentums überhaupt noch existieren. Nur die Nebel eines geschickt gesteuerten Tabus konnten es verhindern, daß dieser „Fremdkörper“ im Gefüge einer staatlichen Universität nicht schon längst ausgesondert wurde. „Die theologische Fakultät, dieses famose

Institut für patentierte Selbstlosigkeit, das sich heute schmarotzend von den Steuergeldern seiner Todfeinde ernährt, dieser gut organisierte Hohn auf Christus und das Christentum, er wird mit der Geschwindigkeit eines Aeroplans dahin fliegen, wohin er seit langem schon gehört: an die frische Luft.“ (85)

Was veranlaßt den Autor zu einer derart massiven Kritik? Nach seiner Meinung ist Theologie überhaupt keine ernstzunehmende Wissenschaft. Wer nicht mit der eigenen Vernunft forscht, wer vielmehr immer wieder „die Mitarbeit von Geistern, Göttern oder sonstigen überirdischen Instanzen“ in Anspruch nimmt, erfüllt nicht einmal die Minimal-Forderungen, die man an die Wissenschaft stellen muß. Ferner: Religionen gibt es sehr viele, was berechtigt die theologischen Fakultäten zur Monopolisierung des Christentums? Ferner: Muß sich die Universität bei ihrem Anspruch auf Autonomie die ständige Einmischung der Kirchen in ihren Lehrbetrieb gefallen lassen? Theologie ist keine Wissenschaft, sie ist nur Ausbildungsstätte von Pfarrern und Religionslehrern, die Propagandisten ihrer Religion sind.

Vf. berührt eine Menge echter und brennender Probleme der heutigen Theologie. Schade, daß er nicht stärker mit objektiven Gründen statt mit Affekten kämpft! Schade, daß er so wenig Verständnis für die positiven Werte der geschichtlichen Religionen hat, an denen kein realistischer Zeitkritiker einfach vorbeigehen kann! Schade, daß er trotz der längst überwundenen Aufklärung heute noch der Auffassung ist, alle Religionen könnten in reinen Vernunftglauben aufgelöst werden. So verbarrikadiert er jede fruchtbare Diskussion.

Graz

Johann Fischl

FUNDAMENTALTHEOLOGIE

MICHELS THOMAS, *Geschichtlichkeit der Theologie*. 9. Forschungsgespräch. (Internationales Forschungszentrum für Grundfragen der Wissenschaften Salzburg.) (158.) Pustet, Salzburg 1970. Kart. lam. S 129.—, DM 18.50.

Den Moderatoren des schon einige Zeit zurückliegenden Salzburg Symposions wie den Redakteuren der Diskussion muß man vorerst für die formale Meisterleistung des neuartig aufgemachten Buches Anerkennung zollen. Es ist ihnen gelungen, die Referenten Rahner, Brox, Ratzinger, Michels, Thils und Dantine in einen erfreulich geschlossenen Bogen zu spannen, so daß das gestellte Thema, vom Grundsätzlichen ausgehend, über Schrift, Kirchenväter, Liturgie, Tridentinum und Protestantismus zum Leuchten kommt. Die alte Methode, gelehrte Gedankengänge durch einen platonischen Dialog